

Michael Burawoy Überlegungen zum Klassenbewußtsein ungarischer Stahlarbeiter*

Zusammenfassung: Dem Aufsatz liegt die These zugrunde, daß das Klassenbewußtsein von Arbeitern in staatssozialistischen Gesellschaften durch den Widerspruch zwischen der rituellen Bekräftigung sozialistischer Ideale und der im betrieblichen Alltag erfahrenen Wirklichkeit geprägt wird. Unter bestimmten Umständen kann dieses Bewußtsein zur Revolte führen. Dieses spezifische Klassenbewußtsein wird am Beispiel von Arbeitern eines ungarischen Stahlwerks, in dem der Autor einige Zeit gearbeitet hat, dargestellt.

Die »Neue Evolution« basiert auf dem Glauben an die Macht der Arbeiterklasse, die mit ihrer Unnachgiebigkeit die Regierung bei vielen Gelegenheiten zu spektakulären Zugeständnissen gezwungen hat. Es ist schwierig, Entwicklungen innerhalb der Arbeiterklasse vorherzusehen, aber es ist keine Frage, daß die Machtelite diese soziale Gruppe am meisten fürchtet. Der Druck durch die Arbeiterklasse ist eine notwendige Bedingung der Evolution des öffentlichen Lebens hin zur Demokratie.

Adam Michnik, 1976

Der klassische Marxismus bewahrte sich einen grenzenlosen Glauben in die Arbeiterklasse als Träger revolutionärer Verheißung. Aufgrund ihrer objektiven Position innerhalb der kapitalistischen Produktion enthüllt die Arbeiterklasse die Ketten aller unterdrückten Klassen. Ihre revolutionäre Mission ist es, diese Ketten durch die Überwindung des Kapitalismus und die Errichtung einer klassenlosen kommunistischen Gesellschaft zu sprengen. Durch seine eigene Emanzipation emanzipiert das Proletariat die gesamte Menschheit. Dieser Mythos einer unvermeidlichen, teleologischen Entwicklung von der Klasse an sich zur Klasse für sich basiert auf zwei Thesen.

Die erste ist die *Polarisierungsthese*. Der Kapitalismus kombiniert den privaten Besitz an Produktionsmitteln mit der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit. Indem die Kapitalisten über ihr Kapital verfügen, werden die Arbeiter, die nur ihre Arbeitskraft verkaufen können, in den Fabriken zusammengebracht, wo die Arbeitsteilung ihre Einheit durch gegenseitige Abhängigkeit herstellt. Hier bilden sie einen Gesamtarbeiter, der fähig ist, unabhängig von seinem Arbeitgeber zu produzieren. Durch die Konkurrenz werden die einzelnen Kapitalisten gezwungen, die Produktionskosten zu senken. Sie kürzen die Löhne, intensivieren die Arbeit und führen neue Technologien ein, die die Arbeiter auf ein Anhängsel der Maschine reduzieren oder in der Reservearmee der Arbeitslosen verschwinden lassen. Die Jagd nach dem Profit führt zur Verarmung der Arbeiter, so daß die Kapitalisten keine Konsumenten mehr

* Der Aufsatz erschien zuerst in *Politics & Society*, Vol 17, No 1/1989. Er wurde leicht gekürzt.

für ihre Produkte finden können. Wiederkehrende Überproduktionskrisen führen zum Bankrott der schwächeren Kapitalisten, und mit der Konzentration des Kapitals verschwinden auch die Mittelschichten. Der Reichtum akkumuliert an dem einen Pol der Gesellschaft, die Armut an dem anderen.

Die Polarisierungsthese zieht nur die objektiven Bedingungen der Arbeiterklasse in Betracht, das Anwachsen der Klasse an sich. Arbeiter bilden eine Klasse für sich, wenn sie sich, um ihre Interessen in der politischen Arena zu verwirklichen, zusammenschließen, um zunächst Gewerkschaften, dann politische Parteien zu gründen. Gemäß der *Klassenkampfthese* wirkt der Klassenkonflikt den isolierenden und atomisierenden Effekten der Konkurrenz zwischen den Arbeitern entgegen und entmythifiziert die Klassenverhältnisse. Die Arbeiter erkennen, daß ihre eigenen Interessen und die des Kapitals unversöhnlich sind und daß sie, als Kollektiv, autonom die Produktionsmittel und den Produktionsprozeß in Gang halten können. Kurz, der Klassenkampf spitzt sich immer weiter zu, bis die Arbeiter die Kapitalisten enteignet und das Königreich des Sozialismus errichtet haben.

Gegenwärtige Klassentheorien nehmen die eine oder die andere der beiden Thesen zum Ausgangspunkt. Einige, wie Erik Olin Wright, kritisieren die Polarisierungsthese mit Theorien zur »Klassenposition«, die sowohl innerhalb als auch außerhalb des Lohnarbeitsverhältnisses definiert wird.¹ Wright bemüht sich, mit diesen neuen Kategorien die unterschiedliche Verteilung von Klassenidentität, Klassenbewußtsein und Einkommen innerhalb und zwischen kapitalistischen Gesellschaften zu erklären. Zur Erklärung des Klassenbewußtseins führt er Klassenallianzen und familiäre Beziehungen als vermittelnde soziale Formen ein. Da er aber voraussetzt, daß das objektive materielle Interesse der Arbeiter im Sozialismus liegt, müßte er, innerhalb eines theoretisch konsistenten Schemas, die Arbeiterklasse neu definieren, um eine Übereinstimmung zwischen Klassenposition und Klassenbewußtsein zu erreichen. Er stellt sich allerdings nicht dem Problem, daß die wie auch immer definierte Arbeiterklasse, in keiner kapitalistischen Gesellschaft revolutionär ist.

Während sich Wright von der »Klasse an sich« zur »Klasse für sich« bewegt, gehen andere in die entgegengesetzte Richtung und kritisieren die Marxsche Klassenkampfthese. Nach Adam Przeworski führt der Klassenkampf – statt in eine sich steigernde Spirale – zu Konzessionen, Klassenkompromissen und Befriedung, da die Arbeiter in der Lage sind, innerhalb des Kapitalismus ihre materiellen Interessen durchzusetzen.² Die restliche Mobilisierung wird von »Makroakteuren«, insbesondere Parteien und Gewerkschaften verwaltet. Diese verfolgen ihre Strategien innerhalb der Spielregeln kapitalistischer Demokratien, wobei sie die verschiedenen Berufsidentitäten zurechtstutzen und in soziale Gruppen bündeln. Damit erklärt Przeworski die zu verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichen Ländern voneinander abweichenden Klassenformationen. Doch solche »Klassenformationen« wurzeln nicht mehr in irgendeiner Beziehung zur Produktion.

Ausgehend von der Klasse für sich gerät Przeworski die Klasse an sich aus dem Blick, so wie Wright, der von der Klasse an sich ausgeht, die Klasse für sich nicht mehr sieht. Beide versäumen es, die Verbindung zwischen Klassenposition und Klassenforma-

tion herzustellen, da beide keine »Mikrofundierung« ihres Klassenbegriffs entwickeln. Sie ignorieren die gelebte Erfahrung der Arbeiterklasse. Bei der Verbindung von Klassenposition und Klassenbewußtsein überspringt Wright die ideologischen und politischen Institutionen der Produktion. Przeworskis Analyse des Klassenkompromisses befaßt sich nur mit der Verteilung des Profits, bei seiner Betrachtung der Klassenformation werden die Arbeiter zu Genasführten der Makroakteure. Die Erfahrung der Produktion bleibt bei beiden außer Betracht.

In meinen eigenen Untersuchungen zur Mikrofundierung der Arbeiterklasse habe ich argumentiert, daß es ohne Bezug auf die vermittelnden politischen und ideologischen Apparate der Produktion nicht möglich ist, aus der Klassenposition die Klassensubjektivität (Wright) bzw. vom Klassenakteur aus die Klassenposition (Przeworski) zu begründen. Denn weil diese vermittelnden Apparate der Produktion unabhängig von der Produktion variieren, und weil umgekehrt die Produktion unabhängig von der Klassenstruktur variiert, gibt es keine eindeutige Beziehung zwischen Klassenposition und Klassenformation (Burawoy 1979 und 1985). Die Verbindung zwischen der Klasse an sich und der Klasse für sich beruht auf der gelebten Erfahrung in der Produktion; sie hängt von der Organisation der Arbeit und ihrer Regulierung ab, dem, wie ich es nenne, »Produktionsregime«. Die Verbindung zwischen der Klasse an sich und der Klasse für sich beruht auf dem Charakter des Produktionsregimes. Unter den Bedingungen des entwickelten Kapitalismus erzeugt das hegemoniale Regime Konsens, indem es die Arbeiter zu Individuen macht und ihre Interessen mit denen der Manager und Eigentümer koordiniert. Dieser Konsens wird unabhängig von Identitäten und Bewußtsein, das außerhalb der Arbeit gebildet wird, hergestellt. Wir müssen nicht weiter als bis zum Arbeitsplatz gehen um zu verstehen, warum die Arbeiterklasse im entwickelten Kapitalismus keine revolutionäre Kraft geworden ist, wenn wir die politischen und ideologischen Institutionen der Produktion und die von ihnen erzeugte gelebte Erfahrung untersuchen.

In diesem Aufsatz wende ich mich dem Staatssozialismus zu und begründe, warum das Produktionsregime des Staatssozialismus Dissens hervorbringt. Ebensovienig wie die Zustimmung zum Kapitalismus ist die Ablehnung des Staatssozialismus einfach eine Geisteshaltung, sie ist vielmehr in den verschiedenen Ritualen des Alltagslebens eingebettet. Unter bestimmten Bedingungen führt diese Ablehnung sogar zum Kampf für die Transformation des Staatssozialismus in einen demokratischen Sozialismus. Dieses vom staatssozialistischen Produktionsregime hervorgerufene negative Klassenbewußtsein stellt das Rohmaterial für ein positives Klassenbewußtsein dar, eine Vision einer alternativen Ordnung, die nur durch eine Mobilisierung der Klasse hergestellt werden kann. Trifft dies zu, so hat die Geschichte Marx einen ironischen Streich gespielt. Die Polarisierungs- und die Klassenkampfthese, die zeigen sollten, wie die Proletarisierung eine revolutionäre Arbeiterklasse im Kapitalismus entstehen läßt, sagen in Wirklichkeit viel mehr über den Staatssozialismus aus. Der Grund hierfür liegt in der Hervorbringung eines besonderen Produktionsregimes durch den Staatssozialismus.

Die polnische Gewerkschaft »Solidarität«

Wir beginnen mit dem offensichtlichsten Beispiel von Polarisierung und Klassenkampf in Osteuropa: der Entstehung und Entwicklung der »Solidarität«. In den Jahren 1980/81 versuchten polnische Arbeiter 16 Monate lang eine ihren eigenen Vorstellungen entsprechende sozialistische Gesellschaft zu entwickeln. Sogar in ihrer zeitweiligen Niederlage war dies ein bedeutender Sieg: die erste die ganze Gesellschaft umfassende marxistische Revolution der Geschichte. Die Arbeiterklasse gab den zehn Millionen Solidaritätsmitgliedern ihre Energie und bestimmte die Richtung. Die Führer der Solidarität kamen aus der Arbeiterklasse und waren durch die Erfahrungen der früheren Revolten von 1956, 1970 und 1976 gestärkt. Intellektuelle formulierten und inspirierten oft die Strategie der Revolution, aber sie waren nicht die bestimmende Kraft. Tatsächlich spielten sie die Rolle der Nachhut, die die Impulse der Arbeiterklasse zur Radikalisierung eindämmte und die utopischen Bestrebungen der Bewegung dämpfte. Ursprünglich beharrte die Solidarität auf ihrem Gewerkschaftsstatus, aber die sich ausweitende Krise trieb sie von einer Bewegung zur Selbstverteidigung der Gesellschaft in Richtung auf eine selbstregierte Republik.

Wenn auch die Solidarität in ihrer Klassenbasis und in ihren Zielen marxistisch war, so widersprach der Kontext ihrer Entstehung, ihre Ausdrucksweise und ihre Form allen konventionellen marxistischen Normen. Sie entstand nicht in einer entwickelten kapitalistischen Gesellschaft, sondern in einer Gesellschaft, die für sich in Anspruch nahm, sozialistisch zu sein. Die selbsternannte Vorhut der Arbeiterklasse, die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei, sah sich mit organisierten Vertretern der Arbeiterklasse konfrontiert. Obwohl die Mitglieder der Solidarität wie eine Klasse agierten, etikettierten sie sich nicht als Klasse.

Die Solidarität war nicht durch eine Bindung an den Marxismus oder wenigstens den Sozialismus bestimmt, sie war durch und durch antimarxistisch, angetrieben von nationalistischen und demokratischen Gefühlen, die ihren Ausdruck in religiösen Symbolen fanden. Schließlich war dies eine Revolution, bei der niemand getötet wurde, eine sowohl moralische wie auch soziale und politische Revolution. Trotzdem strebte die Solidarität nach einem sozialistischen Ziel, einer selbstorganisierten Gesellschaft, in der die Freiheit der Arbeiter zum Träger der Freiheit aller Menschen werden sollte. Eine Nation stand vereint hinter einer Arbeiterbewegung, die eine demokratische Veränderung des Staatssozialismus wollte.³

Aber die Solidarität verwirklichte nicht einfach eine Vision des 19. Jahrhunderts, sie erfand eine neue Form der Revolution, die »sich selbst beschränkende Revolution«. Zum Teil war dieser selbstbeschränkende Charakter taktischer Natur. Indem die »führende Rolle der Partei« und etablierter internationaler Allianzen nicht in Frage gestellt wurde, versuchte man eine Wiederholung der Sowjetinvasionen von 1956 und 1968 zu vermeiden. Die Solidarität machte immer wieder Rückzüge, suchte nach Gemeinsamkeiten und Kompromissen mit den Behörden und unterdrückte Forderungen, die das Land in eine destabilisierende ökonomische Krise gestürzt hätten. Die Selbstbeschränkung war jedoch mehr als eine pragmatische Antwort auf festgefahrene ökonomische

mische und geopolitische Realitäten, sie hatte ihre eigene *raison d'être*. Die Solidarität lehnte das bolschewistische Modell eines »Frontalangriffes« ab und ersetzte es durch einen »Stellungskrieg«. Sie versuchte, sich die Schützengräben der Gesellschaft und nicht die Staatsmacht anzueignen, die Selbstverwaltung der Gesellschaft voranzutreiben und dabei die politische Schale intaktzuhalten. 1971 riet Jacek Kuron, einer der intellektuellen Architekten dieser »evolutionären Revolution«, aufgebrachtten Arbeitern, die von der Polizei mißhandelt worden waren: »Brennt nicht Parteikomitees nieder: gründet eure eigenen.« Das Streben nach politischer Macht läßt nicht nur sowjetische Panzer ein, es setzt auch die Logik der Repression in Bewegung, die die repressive Ordnung, die zerstört werden soll, reproduziert.

Die Solidarität ist eine Antwort des 20. Jahrhunderts auf die Pariser Kommune, Symbol eines neuen Typs von Revolution. Ihre Entwicklung widerlegte den klassischen Gegensatz von Reform und Revolution. Sie begann als eine soziale Bewegung zur Verteidigung der Gesellschaft gegen den Staat und hielt sich von der Verantwortung für die Verwaltung der Gesellschaft zurück. Nach neun Monaten nahm die ökonomische Krise solche Ausmaße an, daß sich die Solidarität genötigt sah, sich von der Selbstverteidigung hin zur Selbstregierung, von der sich selbst beschränkenden Revolution hin zu der von Jadwiga Staniszkis (1984) sogenannten »institutionellen Revolution« zu bewegen. Die Weigerung des Staates, zu sozialen Kompromissen zu kommen, kombiniert mit Akten der Provokation, um Zwietracht innerhalb der Führung der Solidarität zu säen, stürzte das Volk in Verzweiflung. Obwohl die Selbstbeschränkung bis zum Ende Bestand hatte, nagte die zunehmende Frustration im Herbst 1981, ein Jahr nachdem die Regierung das Danziger Abkommen unterzeichnet hatte, an der Selbstzensur. Obwohl die Solidarität massive, disziplinierte und enthusiastische Unterstützung erfuhr, konnte sie ohne Kompromisse des Regimes die Lücke zwischen Anspruch und Wirklichkeit nicht schließen. Öffentliche Angriffe auf den Parteiapparat und sein Führungspersonal, Verbrüderungsbotschaften an die »arbeitenden Menschen Osteuropas und alle Nationen der Sowjetunion«, anhaltende Demonstrationen und Streiks waren die Antwort auf den offensiven Kurs des Regimes nach dem Parteitag im Juli. Die Solidarität wurde auf einen unvermeidlichen Kollisionskurs mit Partei und Regierung gebracht. Hier nährten sich Kampf und Polarisierung gegenseitig, und es entstand ein sich immer weiter ausdehnender Flächenbrand. War diese Erschütterung ein rein polnisches Phänomen oder offenbarte sie eine allgemeine Tendenz des Staatssozialismus?

Historiker betonten das Erbe vergangener Zeiten. Zwei Jahrhunderte der Besetzung schufen eine Tradition von Untergrundorganisationen. Damit richtet sich die Aufmerksamkeit auf die katholische Kirche als Beschützerin des nationalen Bewußtseins, auf das Vermächtnis der Notabelndemokratie und auf ein reiches geistiges und literarisches Erbe, welches die politische Frustration einer unterdrückten Nation genährt und verfestigt hat. Die Solidarität ist nur die letzte in einer Serie von Erhebungen – 1733, 1768, 1791, 1830, 1863, 1905, 1920, 1944 – gegen fremde, insbesondere russische Besetzung. Dies sind die Nägel, an denen das polnische Kollektivbewußtsein hängt.

Sozialwissenschaftler haben versucht, den Aufstieg der Solidarität unter allgemeineren Rubriken zu fassen. Zum Teil wird behauptet, die Solidarität sei das Resultat von Deprivation – sinkendem Lebensstandard, längeren Schlangen für Grundbedarfsgüter, Verweigerung politischer Freiheiten, usw. Allerdings gibt es immer Deprivation, und die Menschen nehmen eher relative als absolute Deprivation wahr. Daher wird die Entstehung der Solidarität auch mit den Frustrationen erklärt, die entstanden, weil die in der Dekade von Gierек geweckten steigenden Erwartungen nicht erfüllt wurden und dies durch ökonomische Puscherei, Korruption und wachsende Ungleichheit noch verstärkt wurde (Shapiro 1981).

Andere legen mehr Augenmerk auf die Bewegung selbst. Alain Touraine (1983) und seine Mitarbeiter analysieren die Solidarität als eine sich selbst entwickelnde soziale Bewegung. Wenn es jedoch darum geht, das Auftauchen der Solidarität zu erklären, greifen auch sie zu kurz, indem sie sich abwechselnd auf Kategorien des Totalitarismus oder auf eine Einkaufsliste von Faktoren berufen – ökonomische Stagnation, behinderte soziale Mobilität, Abwanderung von Arbeitern aus ländlichen in städtische Gegenden mit anderen kulturellen Traditionen und die Unrechtmäßigkeit des Regimes.

Jene, die sich auf den Charakter des polnischen politischen Regimes beziehen, haben adäquatere Erklärungen für den Aufstieg der Solidarität. Andrew Arato (1981, 1981/82) beispielsweise analysiert die polnische Situation unter den Bedingungen der Gegensätze von Staat und Gesellschaft. Er hält »Korporatismus« (im Gegensatz zu Pluralismus und Totalitarismus) für das angemessenste Konzept zum Verständnis der Dynamik des polnischen Regimes. Jadwiga Staniszkis (1984), die sich bemüht, beide Seiten des Konflikts zu untersuchen, sowohl die Dynamik des Regimes als auch die der Bewegung, behauptet, daß sich die Solidarität aus der Kombination zweier Formen der Protestabsorption entwickelte: korporatistischen Versuchen, die Bevölkerung in Teile mit mehr oder weniger Zugang zum Staat zu spalten, und »Statusumkehrungen« bei denen umgekehrt wie sonst Spitzenbeamte die Arbeiter bitten, Kompromisse zu akzeptieren. Obwohl diese exzellenten Analysen die Solidarität sensibel abhandeln, loten sie nicht die Tiefe der gelebten Erfahrung aus, die die polnischen Arbeiter dazu brachte, einen neuen Typ der Revolution zu entwickeln.

Entweder betonen diese Erklärungen Polens einzigartige Geschichte, oder sie führen einige allgemeine Prinzipien an. In beiden Fällen wird die Arbeiterrevolte Ausdruck von etwas Grundsätzlicherem – Polens langem historischen Widerstand gegen fremde Vorherrschaft, bürgerliche Gesellschaft gegen den Staat, Aufstand der Unterdrückten gegen Totalitarismus, Bürokratie und Korporatismus. Vergleiche mit früheren Erhebungen im Osteuropa der Nachkriegszeit werfen ein Licht auf das, was einzigartig an der Solidarität ist. Adam Michnik (1985) beispielsweise hält die Revolution von 1956, 1968 und 1980 für einen Lernprozeß, in dem aufeinanderfolgende Strategien zur Veränderung der Gesellschaft verlassen wurden. Die ungarische und tschechische Katastrophe zeigten das Versagen einer Revolte von unten und einer Reform von oben, so daß der Solidarität nur das Experiment einer Reform von unten blieb. Aber dieser Lernprozeß wird nicht erklärt. Es wird auch übersehen, daß 1956 und 1968 die

Verteidigung der Erhebung sehr schnell an die Arbeiter und die von ihnen geschaffenen alternativen Institutionen übergang. Warum sollten aber Arbeiter eine so zentrale Rolle bei der Infragestellung eines Regimes spielen, das doch beansprucht, ihre Interessen zu vertreten?

Anstatt die Solidarität als ein positives oder negatives Modell zu behandeln, sollten meiner Meinung nach die Wurzeln spezifischer Erfahrungen der Arbeiterklasse im Staatssozialismus erforscht werden. Es kommt darauf an zu verstehen, inwieweit die Solidarität ein typischer Ausdruck des Widerstands der Arbeiterklasse gegen den Staatssozialismus ist und inwieweit sie einzigartig ist. Warum sollte die erste marxistische Revolution ausgerechnet im Staatssozialismus stattfinden und nicht im entwickelten Kapitalismus und warum in Polen? Dies war die Fragestellung, die mich in die ungarischen Fabriken brachte.⁴

Ungarn ist mit Polen teilweise vergleichbar; wie Polen erlitt es nationale Demütigungen aus der Hand umliegender Mächte, ebenfalls fand 1956 eine Revolte der Arbeiterklasse statt und es existiert auch eine relativ offene bürgerliche Gesellschaft. Hier allerdings hören die Parallelen auf. Denn das Ungarn von heute besitzt keines jener Charakteristika, die für den Aufstieg der Solidarität so typisch waren. Statt eines kollektiven Gedächtnisses, inspiriert von Nationalismus und Katholizismus, welches die Gesellschaft zu einer dem Staat feindlich gesonnenen Kraft bündelt, existiert in Ungarn eine fragmentierte Gesellschaft, die der Vergangenheit gegenüber ambivalent ist und die durch Individualismus und Unternehmertum bestimmt ist. Die ungarischen Arbeiter haben gelernt, sich innerhalb der sozialistischen Ordnung zu arrangieren, statt gegen sie zu revoltieren. Sie denken geringschätzig über die polnische Solidarität, die Polen angeblich ins ökonomische Chaos gestoßen hat. Von einem Land der Brüder und Schwestern wurde Polen über Nacht in den Augen der Ungarn zu einer Nation von Faulenzern. Polens kollektive Mobilisierung läßt es den Ungarn kalt über den Rücken laufen. Natürlich pocht Ungarn auf die Besonderheit der polnischen Solidarität.

Wie ich zeigen werde, ist dies nur teilweise richtig. Neben ihren Unterschieden haben polnische und ungarische Arbeiter ein gemeinsames Klassenbewußtsein. Es ist ein dem Sozialismus gegenüber kritisches Bewußtsein. Dem Sozialismus wird vorgeworfen, bei der Realisierung der von ihm selbst gesteckten Ziele von Effizienz und Gleichheit versagt zu haben. Wie es zu diesem negativen Klassenbewußtsein kommt, kann verstanden werden, wenn man sich mit dem täglichen Leben der Arbeiter, insbesondere in den sozialistischen Fabriken beschäftigt. Natürlich führt Klassenbewußtsein nur unter bestimmten Bedingungen zur Mobilisierung der Klasse. Notwendig ist die Entwicklung kollektiver Interessen und kollektiver Fähigkeiten zum Verfolgen dieser Interessen. Die Möglichkeiten kollektiver Mobilisierung werden durch die Chancen zu einer individuellen Mobilität und dem Fehlen autonomer Institutionen unterminiert. In letzterer Hinsicht unterscheiden sich Polen, Ungarn und die Sowjetunion erheblich voneinander. Aber wenden wir uns zunächst dem zu, was diese Gesellschaften gemeinsam haben, indem wir die versteckten Räume der Produktion betreten.

Die Lenin-Stahlwerke in Miskolc

Meine Reiseroute führte mich vom Rand der ungarischen Arbeiterklasse zu ihrem Herzen. Ich begann im Herbst 1983 in einer Champagnerfabrik auf einer Staatsfarm, von dort kam ich in eine Textilfabrik einer landwirtschaftlichen Kooperative. Im nächsten Jahr arbeitete ich an einer Maschine in einer Autofabrik, wo ich meine Erfahrungen, die ich zehn Jahre zuvor in einem ähnlichen Werk in Süd-Chicago gesammelt hatte, erneuern konnte.⁵ Während der folgenden drei Jahre arbeitete ich solange in den Lenin-Stahlwerken, wie ich von der University of California abwesend sein konnte: 1985 sechs Monate, 1986 zwei Monate und 1987 weitere drei Monate.

Ich hatte meinen Weg ins Herz des sozialistischen Proletariats gemacht, dem ungarischen Äquivalent der Leninwerft, der Traktorenfabrik von Ursus, den Kohlebergwerken von Oberschlesien oder den Stahlwerken von Huta Warschau, Nowa Huta und Huta Katowice. Wenn irgendwo eine embryonale Solidarität zu finden war, dann hier. In allen sozialistischen Ländern wurden die Stahlarbeiter als die heroische Vorhut des Proletariats glorifiziert. Ihr prometheischer Kampf mit der Natur stellt die unersetzlichen Grundlagen sozialistischer Entwicklung her. In den Monumenten des sozialistischen Realismus bejubelt, sind sie die Heimat der Stachanoviter und ihrer mythischen Heldentaten des sozialistischen Wettbewerbs. Aber was passiert jetzt, im Reformungarn, lange nach der Periode des heroischen Sozialismus, mit dem ruhmreichen Stahlarbeiter? Was kennzeichnet ihn als sozialistischen Arbeiter?

Fraglos war ich in einer sozialistischen Stadt angekommen. Mit einer Viertelmillion Einwohner ist Miskolc Ungarns zweitgrößte Stadt und ein bedeutendes Industriezentrum. Ihren Puls bestimmen die Fabriksirenen. Schornsteine speien Rauch und Staub in die verschmutzte Atmosphäre, zum Schichtwechsel fahren Busse, vollgepackt mit Arbeitern durch die Stadt, die Wohnsiedlungen sind eng und voll, am Zahltag füllen sich die Kneipen, kleine Wochenendhäuser, eines neben das andere in die umliegende Berge gebaut, sind ein begehrter Rückzug, wenn die Arbeit, das Wetter und die Familie es erlauben. Obwohl sie in einiger Entfernung vom Zentrum liegen und man sie von der Hauptstraße aus, die vom einen Ende der Stadt zum anderen führt, kaum sehen kann, sind die Lenin-Stahlwerke und die Diosfőr-Maschinenfabrik die bestimmenden Kräfte des Stadtlebens. Die Symbole des heroischen Sozialismus mögen übermalt worden sein, das harte Leben bleibt.

Die Lenin-Stahlwerke, die 1970 ihr zweihundertstes Produktionsjahr feierten, sind das älteste von drei Stahlwerken in Ungarn. 1985 haben die 16000 Arbeiter der Lenin-Stahlwerke 1,1 Millionen Tonnen der 3,8 Millionen Tonnen des in Ungarn hergestellten Stahls produziert.⁶ Ich bekam einen Job im neuen kombinierten Stahlwerk, welches 1980/81 mit den fortschrittlichsten Technologien aus Schweden, Deutschland und Japan gebaut wurde. Es verfügt sowohl über Mischgeräte, die das Roheisen aus den alten Schmelzöfen aufnehmen, wie über Schrottschächte. Beide versorgen den eindrucksvollen 80 Tonnen DEMAG Oxygen-Konverter, der die acht antiquierten Siemens-Martin Hochöfen ersetzt hat. Außerdem gibt es einen 80 Tonnen Elektrohochofen, der Schrott, welcher später in Vakuumementgasern veredelt wird, schmilzt.

Der Stahl kommt später in Walzwerke, die mit Ausnahme eines ostdeutschen Werkes etwas veraltet sind.

Um an meinen Arbeitsplatz zu kommen, muß ich mit den anderen durch Tor 1 gehen. Oben auf dem Tor ist ein Leninkopf. Ebenso wie der rote Stern, der über dem Schmelzofen schwebt, entgeht er unserer Aufmerksamkeit, während wir unsere Ausweise dem Aufseher zeigen und zu unseren Arbeitsbereichen eilen. Das kombinierte Stahlwerk ist einen zügigen Zwölf-Minuten-Marsch vom Haupteingang entfernt. Es ist ein Marsch in die Zukunft, vorbei an der alten Gießerei, verschiedenen Lagerhäusern, dem antiquierten ursprünglichen Werk, den kleinen, den Blicken entzogenen Elektroöfen, die lärmend Schrott pulverisieren und schmelzen, den alten Martin Hochöfen, von denen nur noch ihre acht Schornsteine stehen. Die Stahlarbeiter betrachten ihre Anlage zärtlich als Industriemuseum. Überall sind ungeordnete Schrottberge schlechten Stahls und Abfalls, bestimmt für irgendeinen der Öfen. In einiger Entfernung stehen drei Hochöfen einem Ding gegenüber, das wie eine große petrochemische Fabrik aussieht, tatsächlich aber das Kombinierte Stahlwerk ist. An einer Brücke über mir kann ich gerade noch die Buchstaben einer Parole früherer Jahre ausmachen: »Durch Zuwachs von Quantität und Qualität des Strahles laßt uns für den Frieden kämpfen.« Auch hier verblasen die Spuren des Sozialismus. So scheint es jedenfalls von außen.

Ich arbeitete als Hochofenarbeiter an einem großen, walzenförmigen Kessel, dem Basisoxygenkonverter. Innen werden geschmolzenes Roheisen und Schrott unter Hochdruckzufuhr von Sauerstoff gemischt, um Stahl und Schlacke in Schüben von acht Tonnen, genannt »Schmelze«, zu formen. Ich war eines von acht Mitgliedern der Sozialistischen Brigade »Oktoberrevolution« – sechs Hochofenarbeiter, ein Stahlkocher und sein Assistent, der »Operateur«. Als Hochofenarbeiter kümmern wir uns um den Konverter während eines Durchlaufs und leiten dann die beiden über dreißig Meter hoch über unseren Köpfen sitzenden, durch den Staub kaum sichtbaren Kranführer. Der erste legt die schnabelartige Spitze eines Schrottwagens auf die Lippen des Konvertermundes. Er hebt langsam den hinteren Teil des Wagens an und läßt krachend zwanzig Tonnen Schrott in den Kessel fallen. Wir winken dem zweiten Kranführer, und gut siebzig Tonnen Roheisen segeln über unsere Köpfe. Wenn das Roheisen in den Kessel geschüttet wird, wird das gesamte Podium von großen Flammen, die aus dem Kessel schießen, erhellt. Wir schließen die Türen und laufen vor dem kreischenden Pfeifen des Oxygeninjektors weg. Eine startende Boeing kann nicht mehr Krach machen.

Für eine Viertelstunde haben wir Zuflucht in unserem Stübchen – dem »Eßraum« –, sicher vor feindlichen Augen und Ohren. Hier lausche ich den endlosen Erinnerungen an die Vergangenheit, als Stahlarbeiter noch Stahlarbeiter waren. Gyuri, unser erster Hochofenarbeiter und Gewinner unzähliger Medaillen und Ehrentitel, erzählt von den guten alten Tagen am Martin-Hochofen, als es noch keine Computer gab, die die Mengen von Schrott, Roheisen, Kohlenstoff und Kalk diktierten. »Wir mußten unsere Urteilskraft benutzen. Erfahrung zählte wirklich. Heute kann jeder ungelernete Bauer einer Kooperative ein Hochofenarbeiter sein.« Jozsi, mit 45 der älteste in der Brigade,

dessen Vater eine große Nummer in den Werken war, sagt, er würde seinen Sohn niemals in seine Fußstapfen treten lassen: »Im Stahl gibt's keine Zukunft mehr.« Auch er zieht den Martin vor, wo er in Frieden arbeiten und eine Pause machen konnte, wenn der Ofen gefüllt und befeuert war, ohne Einmischung durch die Bosse. Er war sein eigener Herr mit einer besonderen Aufgabe. Bevor ich 1985 ging, machte er sein Wort wahr und ging zurück zu einem der beiden noch laufenden Martinöfen.

Aber haben sich die Bedingungen nicht verbessert? Ist es nicht sicherer, kühler, weniger anstrengend? Csaba, von der jüngeren Generation, ist der erste, der zustimmt. Aber andere sehen eher mit gemischten Gefühlen den Verlust alter Fähigkeiten bei gleichzeitiger Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Sie vermissen die Herausforderung der alten Öfen, das Öffnen des Flußlochs bei quälender Hitze, das Wegschaufeln der Mischung, die Diskussion der Entscheidungen des Stahlkochers. Und keiner mag die Nervosität, die den Konverter umgibt. Wenn einer der acht Martinöfen ausfiel, gab es noch sieben andere. Aber wenn der Konverter die Produktion stoppt, ist das eine Katastrophe. Dann ist jeder durchgedreht. Die Hochofenarbeiter waren niemals die Helden, zu denen sie stilisiert wurden, sie haben sich aber trotzdem eine Sehnsucht nach einem von ihnen kontrollierten Arbeitsrhythmus bewahrt. Das Leben war härter, aber menschlicher. So, wie sie reden, waren sogar die Öfen menschlich. Jetzt sind sie an ein reizloses Monster gefesselt. Wir hören, daß die Sauerstoffzufuhr mit einem letzten Brüllen zurückgezogen wird und taumeln nach draußen.

Gyuri, der die Kontrollen an der Seite bedient, dreht den Konverter langsam um seine horizontale Achse. Wir nehmen unsere Positionen vor den Stahltüren ein, die uns von dem feurigen Mund und dem bei 1 600 oder sogar 1 700 Grad kochenden Stahl trennen. Mit einem prüfenden Blick durch das Fenster der Türen, oder, wenn der Konverter noch vertikal ist, durch das Betrachten der über den Mund züngelnden Flammen, erkennt das erfahrene Auge des Stahlkochers sofort, ob die Sauerstoffeinblasung geklappt hat oder nicht. In unserer feuerfesten Kleidung nehmen wir mit einer langen, schweren Schaufel Proben aus der unruhigen Flüssigkeit. Das Podium vor den Stahltüren ist ein Meer der Unruhe, Leute mit aufflammenden Taschenlampen laufen hin und her, stecken Glasröhren in Schaufeln funkensprühenden Stahls und bringen diese Schaufeln unter großem Lärm wieder in die Stahlmasse ein. Bela, der Stahlkocher, flucht bei der geringsten Verzögerung. Jede Sekunde ist kostbar. Es dauert fünf Minuten, bis man die chemische Analyse vom Labor bekommt, fünf Minuten, in denen der Stahl um fünfzig Grad abkühlt. Bandi betätigt im Kontrollraum einen Schalter, und die Mischung kommt krachend von den obengelegenen Depots die Röhre hinunter in eine leere Baggerschaufel, die unter dem Konverter auf den Stahl wartet. Gyuri dreht den Konverter zur anderen Seite, so daß der Stahl in einem silbernen Bogen vom unteren Ausflußloch in einen wartenden Behälter fließt. Zehn Minuten später sind 80 Tonnen Stahl fertig zum Gießen. Wir machen eine letzte Temperaturmessung und Bela signalisiert uns, zur letzten Korrektur der chemischen Zusammensetzung bzw. der Temperatur noch Kohlenstoff oder kalte Stahlbalken hinzuzufügen. Während wir bei einem Durchgang sind, bereiten andere schon die nächste Schmelze vor, nehmen Proben vom Roheisen, während Gyuri die verbliebene Schlacke aus dem Kesselboden entfernt.

Eine einzige Schmelze dauert etwa 35 Minuten, wenn alles nach Plan geht, sollten wir 13 Schmelzen pro Schicht schaffen. Aber die Dinge gehen nicht nach Plan, wenn wir gut sind, schaffen wir sieben oder acht Schmelzen, der Durchschnitt liegt bei fünf. Um die Zeit auszufüllen, sind wir mit einer Reihe unangenehmer Hilfsarbeiten beschäftigt, wie dem Instandsetzen des Konverterflußloches, wenn es zu groß oder zu klein wird. Eine Plattform bringt uns an den Rand des Konverters, wo es fünfzig oder sogar sechzig Grad heiß ist. Dort schmelzen wir entweder mit einem Sauerstoffbrenner Schlacke weg oder füllen die Ränder mit Zement. Wenn die Kesselsteine nach etwa fünfzig Schmelzen dünn werden, reparieren wir die Schwachstellen durch Übersprühen eines speziellen Verstärkungsmaterials durch eine lange, dünne Röhre. Manchmal müssen wir den Karren, der unten den Schlackeabfall hin- und herfährt, säubern und die immer noch warme Lava, die sich auf seinem Grund gesammelt hat, entfernen.

Dies mag flexible Spezialisierung sein, aber die Wiedereinführung von Handarbeit ist es sicherlich nicht. Hier unterscheidet sich der Staatssozialismus in nichts vom entwickelten Kapitalismus. Aber während die Hochofenarbeiter der Lenin-Stahlwerke das Schließen der Martinöfen, je nach Sicht der Dinge, mit nostalgischen oder freudigen Gefühlen begrüßen, bringt ein derartiger technischer Fortschritt ihre Kollegen in Pittsburgh oder Süd-Chicago in ein Dilemma. Einerseits führt er zu Arbeitslosigkeit und damit zu Wut und Verzweiflung, andererseits beschwört der Verzicht auf diesen Fortschritt die noch größere Katastrophe einer unwiderruflichen Werkstilllegung herauf. Obwohl ihre Situation verzweifelt ist, finden sie wenig falsch am Kapitalismus. Paradoxerweise kritisieren die Hochofenarbeiter der Brigade »Oktoberrevolution« ihr System viel eher, obwohl sie von den Bedrohungen des Weltmarktes mehr oder weniger isoliert sind und nicht wissen, was es heißt, arbeitslos zu sein. Woher kommt dieser Durchblick?

Die Rituale des Sozialismus

In der Feldforschung beruht die Bedeutung eines Ereignisses auf dem, was ihm folgt, und nicht auf dem, was ihm voranging. Der Konsens in der Produktion folgt aus der kontinuierlichen Interpretation und Reinterpretation dessen, was mich zuerst verblüffte, als ich meine Fabrik in Süd-Chicago betrat: die rasende Geschwindigkeit, mit der die Leute ohne ersichtlichen Grund arbeiteten. Ähnlich war ich beeindruckt von dem Drama, welches sich während meiner ersten zwei Wochen in den Lenin-Stahlwerken abspielte.

Es war ein kalter Februarmorgen 1985, als ich meine erste Schicht begann. Es gab eine Unterbrechung in der Produktion, und ich sprach gerade mit Feri, dessen Aufgabe es war, die Sauerstoffzufuhrleitung sauber zu halten, als Stegenmayer, der Werkleiter, kam und uns anschrie, wir sollten die Anlage säubern. Der mißbilligende Ausdruck auf Feris Gesicht machte deutlich, was er von dieser Idee hielt. Wer hat jemals davon gehört, ein Stahlwerk sauberzuhalten? Außerdem war es nicht sein Job. Aber es gab

keine Widerrede gegen den bedrohlichen Ausdruck auf Stegenmajers Gesicht. Wir griffen nach unseren Besen und begannen, die Geländer zu fegen, wobei wir Staubwolken aufwirbelten, die sich woanders niederlegen würden, um dort von anderen Besen wieder aufgewirbelt zu werden. Aggressivität und Geschrei schienen eine übliche Umgangsform im Werk zu sein. Die Bosse waren immer gereizt. Weswegen waren sie so nervös? Ganz anders als in Banki, der Autofabrik, in der ich zuvor gearbeitet hatte. Dort wurden wir uns selbst überlassen, machten unsere Arbeit, vertraten uns die Beine oder besuchten einen Kumpel, wenn wir Lust hatten. Dort gab es keine unnötigen Arbeiten.

Sobald wir die Geländer, die nun in langweiligem Grün und Gelb erschienen, geputzt hatten, tauchten Maler auf und verschönerten die Umgebung wenigstens für ein paar Minuten, bis sich Staub und Graphit wieder gelegt hatten. »Ist das normal?« wunderte ich mich. Am nächsten Tag wurden die Malerarbeiten fortgesetzt, ich hörte, daß eine Delegation zu Besuch kommen würde, aber keinen interessierte, wer, warum oder wann. An den folgenden Tagen wurde klar, daß dies kein normaler Besuch war. Niemand geringeres als der Premierminister persönlich wollte kommen. Die automatische Röhre, die die Legierungen vom oberen Behälter in die untere Kelle befördert und seit vielen Wochen kaputt war, wurde repariert. Wir würden nicht länger die Legierungen in eine Schubkarre schippen und sie per Hand die Röhre hinabschicken müssen, nicht länger im Staub, der Staublunge verursacht, arbeiten müssen wie bisher. Himmel sei Dank für den Premierminister.

Der Premierminister sollte am Dienstag kommen. Am Freitag zuvor kam die Produktion zum Stillstand. Schweißer arbeiteten mit ihren Acetylentanks nah am Konverter. Neue Silbertüren wurden um den Kessel errichtet. Junge Burschen von benachbarten Kooperativen schwärmten aus, um dem Konverter den letzten Schliff zu verpassen. Die Vorbereitungen waren ausgefeilt wie für einen Satellitenstart. Soldaten schaufelten den Schnee von den Zugangswegen und reinigten den freigelegten Schutt. Es schien, als ob das gesamte Land für die Visite des Premierministers mobilisiert worden war.

Ich traf Jozsi fluchend in unserem Eßraum. »Dies ist ein Stahlwerk und keine Apotheke.« Er war gerade angewiesen worden, einen neuen Overall, einen neuen Helm und neue Handschuhe anzulegen. Ich sah ihn ungläubig an, in der Annahme, ihn nicht richtig verstanden zu haben. »Du wirst noch nicht einmal arbeiten, wenn der Premierminister kommt.« sagte ich. Er sah mich an, als käme ich vom Mond. »Was hat das damit zu tun? Jeder muß mitmachen. Das ist alles Mache.« So gingen wir alle los, um uns die neuen Sachen zu besorgen, kamen spottend wieder und verabreichten unseren Helmen eine letzte Politur. Fünf Minuten später, ganz zu schweigen von nächstem Dienstag, würden wir wieder dreckig sein.

Heute waren wir mit einer »kommunistischen Schicht« dran. Als Beitrag zum Gemeinwesen, wie zum Beispiel der Unterstützung eines Kinderkrankenhauses oder des Nationaltheaters, machten wir eine Extraschicht. Dies ist eine sozialistische Form der Besteuerung. Wir hatten den »Schlackenzieher«, eine große Maschine zum Abschöpfen der Schlacke, gelb und grün zu streichen. Wir hatten nicht genug Pinsel und ich

konnte nur einen schwarzen finden. Was könnte ich schwarz anstreichen? Was, außer dem wertvollsten Gerät des Ofenarbeiters, seine Schaufel? Ich hatte kaum mit dieser kritischen Aufgabe begonnen, als Stegenmajer angestürmt kam. »Was zum Teufel tust Du da?« »Ich streiche die Schaufeln schwarz,« antwortete ich so unschuldig wie möglich. Aber er war nicht erheitert, so fügte ich schnell hinzu: »Habt ihr nicht mehr Pinsel, damit ich den anderen helfen kann?« Nein, es gab keine mehr. »Dann kann ich nicht bei Aufbau des Sozialismus helfen,« fuhr ich ein wenig riskant fort. Meine Kumpel platzten vor Lachen bei dem Gedanken, daß ihr »Joghurt-Ofenmann« den Sozialismus aufbaute.⁷ Sogar Stegenmajer gab nach, als Jozsi sich einmischte: »Misi, Misi, Du verstehst gar nichts. Du baust nicht den Sozialismus auf, du malst den Sozialismus an. Und das auch noch schwarz.«

Das »Malen« setzte sich am Montag fort, als wir die alten Plakate hervorholten, die die Überlegenheit des Konverters gegenüber den alten Siemens-Martin-Öfen zeigten. Parteilogans und -direktiven zum kommenden Parteitag wurden ebenso wie Photographien früherer Besuche von Würdenträgern an Ruhepunkten der Dienstagstour ausgestellt. Am Montagnachmittag kam Stegenmajer mit verlegenem Gesichtsausdruck zu mir und sagte: »Du weißt, daß morgen der Premierminister kommt.« Ich nickte lächelnd. »Nun, warum nimmst Du dir nicht einen Tag frei?« »Sie wollten nicht, daß ihr Joghurt-Ofenmann den Besuch störe.

Ich gehe davon aus, daß der Premierminister kam. Ich sah in der Zeitung sein Bild, wie er in den wundervollen Konverter blickte. Als ich am Mittwoch wiederkam, waren die Flaggen unten, die Plakate waren wieder zusammen mit den Parteidirektiven und den Photos im Lager. Der Film war gelaufen. Erneut waren wir ein Stahlwerk, wenigstens bis zum nächsten Anstrich.

Die Arbeiter betrachteten dieses Kabarett bloß als eine weitere Form sozialistischer Verschwendung und Täuschung. »Dies ist der kommunistische Bereich,« beginnt der Ofenarbeiterwitz. »Gibt es Roheisen, gibt es keinen Schrott. Gibt es Schrott, gibt es kein Roheisen. Gibt es beides, muß jemand gestohlen haben.« Als er sieht, wie jemand Eis mit einer Gasflamme schmilzt, schüttelt Gyuri mißbilligend den Kopf: »Geld zählt nicht, der Premierminister kommt.« Es scheint, daß der Sozialismus den Eindruck von Effizienz nur hervorzaubern kann, indem er die Arbeiter zur Mitarbeit an einem verzweifelten und possenhaften Vertuschen aufruft. Aber ist, wie es den Arbeitern vorkommt, die Irrationalität durchgängig? Gibt es eine Rationalität hinter der Irrationalität, eine tiefere Bedeutung des Anstrichs? Welche Interessen stecken hinter der Fassade? Ist es mehr als eine rituelle Bestätigung der Staatsmacht, die mit Ungarns politischer Ökonomie wenig zu tun hat?

Das Wachstum kapitalistischer Unternehmen hängt von ihrer Profitabilität ab, das Wachstum staatssozialistischer Unternehmen beruht auf dem vom Staat zugeteilten Investitionsfonds. Es gibt drei Stahlwerke in Ungarn. Ihr gemeinsames Interesse, die für die Stahlindustrie notwendigen Ressourcen auszubauen, wird durch die starke Rivalität um die Verteilung dessen, was erhältlich ist, zunichte gemacht. Diese Rivalität wird noch durch die ungleiche Effizienz der Werke verstärkt. Dunaujvaros, nach dem Krieg mit moderner sowjetischer Technologie erbaut, ist das profitabelste der

drei. Die Lenin-Stahlwerke und die kleineren Werke in Ozd sind viel älter und arbeiten in einigen Bereichen mit einer Technik aus dem letzten Jahrhundert. Sie können schwerlich gleichziehen. Ebenso kritisch ist die Produktpalette der verschiedenen Unternehmen. In einer durch Mangel gekennzeichneten Ökonomie ist das Unternehmen, welches ein relativ homogenes Produkt herstellt, in der Lage, seine Materialanforderungen zu planen, es ist in einer viel besseren Position als ein Unternehmen, das eine große Bandbreite an Produkten herstellt und dessen Materialbedürfnisse entsprechend schwanken. Dies macht Dunaujvaros mit seiner Plattenstahlproduktion zu einem effizienteren Unternehmen als die Lenin-Werke, die Hochqualitätsstähle für die Maschinenindustrie herstellen. Die Unterschiede in den Produkten führen zu einer entsprechenden Verteilung im Einfluß: Dunaujvaros auf das Finanzministerium, Ozd und die Lenin-Stahlwerke auf das Industrieministerium. Die Konkurrenz zwischen den Unternehmen wird zur Konkurrenz zwischen den Regierungsstellen.

Theoretisch könnte die gesamte ungarische Stahlproduktion nach Dunaujvaros verlagert werden. Die Kapazität und der Platz sind sicherlich vorhanden, und tatsächlich war dies der Vorschlag eines geheimen Sowjetreports. Arbeiter der Lenin-Stahlwerke sind skeptisch, was die Fähigkeiten von Dunaujvaros betrifft, den Hochqualitätsstahl, auf den sie spezialisiert sind, herzustellen. Wie auch immer, aus dem Plan wurde nichts, einfach aufgrund der Tatsache, daß es in einer staatssozialistischen Gesellschaft unmöglich ist, Stahlwerke zu schließen. Miskolc wäre am Ende, wenn die Lenin-Werke geschlossen würden. Ein Vorschlag des Managements, die Beschäftigten um 800 Arbeiter zu reduzieren, wurde von den Parteibehörden umgehend zurückgewiesen.⁸ Das Gleichgewicht der politischen Kräfte führt deshalb zu einer annähernd gleichen Verteilung der Ressourcen zwischen den drei Unternehmen, die Lenin-Werke bekommen ihr Kombiniertes Stahlwerk, Ozd bekommt neue Walzwerke und in Dunaujvaros werden eine Koksanlage und zwei sowjetische 120-Tonnen Oxygenkonverter installiert. Statt die Investitionen lieber in einem Werk zu konzentrieren, verteilt der Staat sie auf alle drei, wodurch ihre Effektivität in der veralteten Technik drumherum verlorenggeht. So steht das neue Kombinierte Stahlwerk zwischen antiquierten Walzwerken und Hochöfen.

Die Verteilung der Ressourcen aufgrund politischer Übereinkünfte in einem hierarchischen System führt nicht nur zu einer ungleichen Entwicklung der Technologie, sondern auch zu einem weitverbreiteten Mangel an Rohstoffen und Maschinen. Da es keine harten Budgetzwänge gibt, haben die Unternehmen einen unersättlichen Hunger nach Rohstoffen – unersättlich, weil der Erfolg der Unternehmen und damit die Karrieren ihrer Manager davon abhängen, Ressourcen zu sammeln, um expandieren zu können (vgl. Kornai 1980). Und das erklärt auch die absurd erscheinenden Vorbereitungen auf den Besuch des Premierministers. Als einflußreiche Person mußte er überzeugt werden, daß die Lenin-Stahlwerke an vorderster Front den Sozialismus aufbauen.

So wird, durch seine eigene Logik, der Aufbau des Sozialismus zum »Schönfärben«, also zum Vortäuschen von Sozialismus. Jeder wird an die Differenz zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, erinnert, was das kritische Bewußtsein bei Arbeitern

und Managern gleichermaßen verstärkt. Dieses rituelle Nebeneinander von Wirklichkeit und Schein ist nicht auf Ausnahmen begrenzt. Es ist Teil des Fabriklebens: die Gewerkschaftswahlen, die Produktionskonferenzen, der Wettbewerb zwischen sozialistischen Brigaden und die »kommunistischen« Schichten. Dieses in den Alltag eingebettete Vorspielen erhält so unwillkürlich ein Eigenleben. Es wird zu einer spontanen Kritik an der existierenden Gesellschaft und zu einer potentiellen Kraft für eine alternative Gesellschaft.

Die Kritik ist nicht auf die ökonomische Rationalität begrenzt. Sie erstreckt sich auch auf die Prinzipien sozialer Gerechtigkeit, die vom Sozialismus proklamiert werden. Der Satz »Geld zählt nicht, der Premierminister kommt«, drückt den starken Vorbehalt gegenüber den roten Baronen aus, die die Gesellschaft leiten und die mit solchen Scharaden unterhalten werden müssen. Die Hochofenarbeiter mögen besonders einen Witz über die Beiträge dreier Männer zum Sozialismus: »Der erste verdient 5000 Forint im Monat. Er baut den Sozialismus auf. Der zweite verdient 15000 Forint im Monat. Er leitet den Aufbau des Sozialismus. Der dritte verdient 50000 Forint im Monat. Für ihn wird der Sozialismus aufgebaut.«

Csaba, der weder Mitglied der Partei noch der Gewerkschaft ist, sagt, daß die guten Jobs alle an die Parteimitglieder gehen. So wurde mir erzählt, wie Beziehungen bestimmen, ob jemand Mitglied in den selbstorganisierten Arbeiterkollektiven (VGMK) wird, die für das Ausführen bestimmter Aufgaben außerhalb der Arbeitszeit Pauschalbeträge bekommen. Die Bezahlung kann drei- bis viermal über dem normalen Lohn liegen, so daß ein Arbeiter dort sein Monatseinkommen leicht verdoppeln kann. Karcsi erzählte die Geschichte des VGMK, das die Aufgabe bekam, das Dach des Kombinierten Stahlwerks zu reinigen – daran waren der Parteisekretär, der Gewerkschaftssekretär und der Sekretär der Kommunistischen Jugend beteiligt. Wie oft schimpften wir über Hegedüs, den Vorarbeiter, weil er mehr mit seiner VGMK-Arbeit als mit seinen eigentlichen Aufgaben beschäftigt war. Während unserer Nachmittagschicht konnten wir sehen, wie er herumwanderte und seine Kumpel vom VGMK, die die Baggerschaufel reparierten, beaufsichtigte, manchmal sogar Zementsäcke für sie öffnete.

Die Ablehnung gilt nicht der Ungleichheit per se, denn jeder möchte reich sein, sondern dem Wohlstand, der durch Ausnutzen von Beziehungen und ohne entsprechende Anstrengungen angesammelt wird. Es wird sogar von denen gesprochen, die es verdienen, arm zu sein. Trotz staatlicher Unterstützung, so wurde mir immer wieder gesagt, würden sich die 500000 Zigeuner vor Arbeit drücken und stehlen und in Armut leben, weil sie es nicht besser wüßten, und damit eine Nation ehrbarer, ordentlicher und hart arbeitender Menschen in ein schlechtes Licht setzen.

Viele Arbeiter haben die DDR als Vorbild. Viele haben dort gearbeitet und waren sowohl von der dort herrschenden Gleichheit als auch der Effizienz beeindruckt. Mit Bela, Stahlarbeiter und Parteimitglied, kam es während der Produktionspausen oft zu hitzigen Diskussionen über die Vorzüge der ostdeutschen Gesellschaft, in der die Putzfrau und der Unternehmensleiter dieselbe Pension beziehen, in der es praktisch keine Inflation gibt und in der man mit einem einzigen Einkommen überleben kann.

»Wenn es irgendwo einen Sozialismus gibt, dann in der DDR« war Belas Schluß. Andererseits war für Kalman, einen jungen, ehrgeizigen Hochofenarbeiter, die DDR »zu politisch«, man könne nicht leicht ins Ausland reisen, und um vorwärts zu kommen, müsse man Parteimitglied sein.

Aber der Sozialismus ist überall, sogar in Ungarn, und zwingt jeden zum Einverständnis mit den Ritualen der Zustimmung. Das Übertünchen der trüben Realität des Sozialismus täuscht gleichzeitig Glanz, Effizienz und Gerechtigkeit vor. Das Vortäuschen wird zu etwas, das gegen die Realität gesetzt wird. Wenn wir eine Welt der Effizienz und Gleichheit vorzuspielen haben, wie wir es bei unseren Produktionstreffen, Brigadewettbewerben und Wahlen tun, werden wir sensibler für die Ineffizienz und Ungleichheit und zugleich wütender darüber.

Ganz anders ist das kapitalistische Spiel, in dem Arbeiter freiwillig mit den herrschenden Klassen übereinstimmen und sein System der Unterdrückung und Ineffizienz vor sich selbst verbergen. Wir übermalen das kapitalistische System nicht, wir malen es aus. Der Sozialismus verlangt von uns, Ungerechtigkeit und Irrationalität zu überdecken und eine Vision von Gleichheit und Effizienz vorzuspiegeln. Der Zwang zur Teilnahme am sozialistischen Spiel ist potentiell explosiv, das Vorgespielte wird zu einer Alternative und wendet sich gegen die Realität.

Die Widersprüche des Systems

Überdeckt nicht die öffentliche Komplizenschaft mit Ritualen der Zustimmung eine private Indifferenz oder Zurückweisung der Ideale des Sozialismus? Wie Csaba mich erinnerte: »Sozialismus ist im Prinzip gut, aber in der Praxis funktioniert er nicht.« Sozialismus steht im Widerspruch zur menschlichen Natur, also läßt ihn uns vergessen. Das entstehende Klassenbewußtsein ist von negativem Charakter, in Opposition zur Hierarchie, Bürokratie, Ungerechtigkeit, Ungleichheit und Ineffizienz. Es erkennt die systembedingte Pathologie. Für sich allein genommen beinhaltet diese Kritik des Staatssozialismus kein positives Programm. Das Potential dieser Negation, ein positives Programm zu werden, ist durch die gelebte Erfahrung bestimmt, die damit einhergeht, durch die Routine der Produktion und ihre Regulierung.

Die rituelle Zustimmung zum Sozialismus hat ideologische Einflüsse auf die gelebte Erfahrung, in die sie eingebettet ist. Wir müssen uns deshalb von der geistigen Emigration der Intellektuellen ab- und den erdverbundenen Realitäten der Arbeit zuwenden.

Beginnen wir mit der Technik. Der Übergang vom offenen Hochofen zum Oxygenkonverter beinhaltet den Übergang zu weniger qualifizierter Arbeit. Am Martin waren die Hochofenarbeiter flexibel organisiert, um angesichts der Mängel zu improvisieren. Jetzt haben sie diese Fähigkeit verloren, wurden Opfer der Launen des Konverters. Es bleibt nicht mehr viel zu tun angesichts der Empfindlichkeit des Konverters gegenüber der chemischen Zusammensetzung von Roheisen und Schrott, oder gegenüber Temperaturänderungen durch unkontrollierte Oxidationsprozesse. Die Hoch-

ofenarbeiter machen ihre Arbeit, fühlen sich aber weniger verantwortlich für das Endresultat. So geht es dem Stahlkocher Bela. An den Martin gewöhnt, wo er den Prozeß während der 8-Stunden-Periode überwachte, konnte er sich nie an die 40-Minuten-Periode des Konverters gewöhnen. Kritische Entscheidungen müssen sofort getroffen werden, ohne daß Zeit für Berechnungen oder Diskussionen bleibt. Und er muß mit den Konsequenzen leben.

Aber was ist mit dem japanischen Computersystem, das öffentlich als modernste Technologie gelobt wird und das geschaffen wurde, um menschliche Fehler auszuschalten – dem Geheimnis des Qualitätsstahls? Seine Lichter erhellen die Wände des Kontrollraums, seine Monitore schütten Informationen aus, es berechnet exakt, was als nächstes zu tun ist. Doch die Sache hat einen Haken. Die Berechnungen setzen eine japanische Ökonomie voraus, in der Qualität und Quantität aller Eingaben genau und weit im Voraus berechnet werden können. Variablen müssen konstant gehalten werden können, eine Unmöglichkeit in einer Mangelwirtschaft. Folgte man den Anweisungen des Computers, würde man drei von vier Schmelzen ruinieren. Bela hört nie auf, über die in den Sand gesetzte halbe Milliarde Forint zu fluchen. Und das Computersystem ist nicht einfach nur nutzlos. Die Stahlkocher können den Computer nicht ignorieren, denn er zeichnet unbarmherzig alles auf, was er tut, zeigt anklagend auf jede Abweichung. Die Betriebsleitung hat jederzeit Munition für Disziplinarmaßnahmen, falls eine Schmelze schiefeht. Als Hilfe gedacht, wird der Computer zum Feind. Der Arbeiter ist gezwungen, sich durch Täuschen und Konspirieren gegen seinen Quälgeist zu schützen. Es machte Bela krank – er hetzte wie wahnsinnig zwischen Konverter und Kontrollraum hin und her und schrie uns mit Schweißtropfen auf der Stirn an.

Belas Karriere als Stahlarbeiter nahm ein tragisches Ende. Während er half, Schutt zu säubern, wurde er unter eine Stahlröhre, die sich unter dem Druck zweier Wagen verformte, eingeklemmt. Sein Bein wurde in zwei Stücke getrennt. Der unerfahrende Gabi, frisch von der technischen Hochschule, wurde sein Nachfolger. Ebenso wie Bela lebt er in ständiger Angst vor der Katastrophe – eine einfache Verrechnung bei der Mischung kann eine Schmelze ruinieren. Eine nicht bemerkte lecke Kelle kann einen Teppich aus Stahl auf das untere Stockwerk tropfen und die Produktion für Tage stoppen. Er ist genauso nervös wie Bela, aber zu jung, um Befehle an die Männer zu schreien oder mit uns zu schimpfen. Er muß sich subtilerer Methoden bedienen, wenn er seinen Weg machen und die tägliche Befragung durch die Bosse überstehen will. Die und die ganz großen Bosse, die ihre Karriere und ihr Ansehen mit dieser modernen kapitalistischen Technik verknüpft haben, können nur die Produktion stören oder Arbeiter für angebliche Nachlässigkeit bestrafen. Dem Stahlkocher bleibt, unter Strafandrohungen die Produktion so gut er kann zu organisieren.

Aufgrund der Knappheit muß die Betriebsleitung den einzelnen Abteilungen eine gewisse Selbständigkeit einräumen, wenn die Produktion effizient sein soll. Aber diese Effizienz droht immer zu einer von der Leitung unabhängigen Selbstverwaltung zu werden, die das Eigeninteresse der Betriebsleiter bedroht. Die Leitung antwortet, unterstützt von Gewerkschaft und Partei, mit einer repressiven Ordnung. Wie unser Vor-

arbeiter sagte: »Die Gewerkschaft ist für eine Sache gut: dir den Mund zu schließen.« Sie sammelt unsere Beiträge, ein Prozent des Einkommens, und schickt die Hälfte nach oben zum Hauptquartier und verteilt die andere Hälfte als Unterstützung in Notzeiten, wenn Mitglieder über einen längeren Zeitraum krank sind, ein Kind bekommen oder Begräbniskosten haben. Die Gewerkschaftsfunktionäre verteilen Plätze in den Ferienheimen. Die Gewerkschaft ist eine bürokratische Institution, die kaum über irgendwelche Macht für den Kampf um Arbeiterrechte verfügt. Im Gegenteil, Mitgliedern mit schlechten Disziplinarberichten wird die Unterstützung vorenthalten. Ein oder zwei »x« (unerlaubtes Fernbleiben) bedeuten, daß man keine finanzielle Unterstützung erhält.

Die Partei und die kommunistische Jugendorganisation (KISZ) sind der zweite Arm der Herrschaft der Betriebsleitungen. KISZ und dann die Parteimitgliedschaft sind der Weg nach oben, versichert mir Gabi, während er immer noch versucht, zwei Parteimitglieder für die zum Beitritt notwendigen Referenzen zu finden. Er verweist auf Bandi, der, wie er sagt, nichts mit der Partei zu tun haben will und immer bei seinem Job als Assistent des Stahlkochers bleiben wird. Aber die Partei verliert ihren Einfluß, Alter und Erfahrung und in geringerem Maße Protektion sind wichtiger geworden. Die neuen Stahlkocher kommen von der Technischen Universität Miskolc oder der Technischen Hochschule Dunajvaros, und Peter erzählt mir stolz, daß es ihm gelungen ist, in ein VGMK zu kommen, welches einen Freund von ihm, ein Parteimitglied, ausgeschlossen hat. Karcsi, obwohl ehrgeizig, sieht keinen Vorteil in der Parteimitgliedschaft. Aber dann, nach der Beförderung zum »Operateur«, gibt er dem Druck nach und bezahlt 240 Forint im Monat Partei- und Gewerkschaftsbeitrag – »15 Liter Benzin«, wie er mich sauer aufmerksam macht.

Diese Spannung zwischen organisatorischen Zwängen (partielle Selbstorganisation angesichts der Knappheit) und Klassenzwängen (die gemeinsame Herrschaft von Gewerkschaft, Partei und Betriebsleitung) bestimmen das Leben in den Werken.⁹ Diese Spannung war Ursache einer Tragödie am Konverter, eine Woche bevor ich 1987 dort begann. Für jede Schmelze muß die Schlacke, die sich an der Oberfläche des Stahls absetzt, aus dem Kessel in einen unten wartenden großen Schlackebehälter gegossen werden. Alle zwei, drei Schmelzen ist dieser Behälter voll. Der Kranführer nimmt dann diesen Abfall und transportiert ihn nach draußen. Es war an einem Sonntag Anfang Mai. Als der Abfall angehoben wurde, begann er gefährlich von einer Seite zur anderen zu schwingen, wobei geschmolzene Schlacke über die Seiten schwappte. In der Nähe stand Pista, der erst unlängst von dem geschlossenen Martin-Hochofen, wo er dreißig Jahre lang Hochofenarbeiter war, zu den Kombinierten Stahlwerken gekommen war. Seine Reaktionen wurden durch seinen Rheumatismus verlangsamt. Als er wegsprang, stolperte er und geschmolzener Schrott spritzte auf seinen Rücken. Er wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er zwei Tage später starb.

Die Betriebsleitung machte zwei Leute für diese Tragödie verantwortlich: denjenigen, der den Kranführer leitete, und Gyuri, der den Schrottbehälter überfüllt hatte. Gyuri wurde mitgeteilt, daß seine Bezahlung wegen grober Fahrlässigkeit für die nächsten sechs Monate um vier Forint die Stunde gekürzt würde. Aber alle Unfälle

müssen von einer Sicherheitskommission untersucht werden und die Verantwortung muß geklärt werden, bevor solche Geldstrafen verhängt werden können. Gyuri, ein Vorarbeiter und ein Arbeiter mit hervorragendem Ruf nach annähernd dreißig Arbeitsjahren, wandte sich an den Gewerkschaftssekretär, bekam dort aber keinen Rückhalt. Er erkannte schnell, daß er auf sich allein gestellt war. Er sah keinen Sinn darin, die Angelegenheit auf Unternehmensebene durchzukämpfen, da sich die Ansicht der Betriebsleitung über das, was passiert war, zweifellos durchsetzen würde. Er rief das städtische Arbeitsgericht an. Hier versuchte die Betriebsleitung den Richter zu überzeugen, daß Gyuri einige Arbeitsregeln verletzt hatte. Es wurde eine aus dem Handbuch »Technische Instruktionen« photokopierte Seite vorgelegt, wo festgesetzt wurde, wie voll eine Kelle sein darf. Zum Glück hatte auch Gyuri eine Kopie des Handbuches. Er bemerkte sofort, daß die Betriebsleitung versuchte, das Fehlen jeglicher Instruktionen über den Schrottbehälter zu vertuschen und statt dessen die Regeln über einen ganz anderen Behälter herangezogen hatte, nämlich den, in den der Stahl gegossen wurde. Da der Unternehmensanwalt die technische Seite der Stahlproduktion nicht verstand, konnte er die Ansicht der Betriebsleitung nicht vertreten und ein zweiter Termin wurde anberaumt. Als der Anwalt die versuchte Täuschung erkannte, weigerte er sich, weiter für die Betriebsleitung die schmutzige Arbeit zu machen. Beim zweiten Termin wurde Gyuri rehabilitiert.

Die Ursache dieses Unfalls lag nicht darin, daß es keine Regeln für das Füllen des Schrottbehälters gibt; die eigentliche Ursache liegt vielmehr in dem anhaltenden Druck auf die Arbeiter, die Schmelze um jeden Preis fertigzustellen. Da leere Behälter oft nicht aufzutreiben sind, überfüllen die Hochofenarbeiter lieber die alten als zu warten. Sie wissen, daß die Betriebsleitung die Entschuldigung, daß keine leeren Schlackebehälter da waren, nicht akzeptieren würde, wenn eine Schmelze Schaden nähme. Um zu vermeiden, daß sie angeschnauzt oder bestraft werden, riskieren die Arbeiter lieber ein Überfüllen der Behälter als daß sie auf leere warten. Pistas Tod war, zumindest teilweise, eine Folge davon, daß die Arbeiter versuchen, sich dem unzureichenden Materialnachschub, den unzuverlässigen Maschinen und dem Druck ihrer Bosse anzupassen und Qualitätsstahl zu produzieren.

In Marx' Theorie der Geschichte können sich die Produktivkräfte unter den Bedingungen des Privateigentums nur entwickeln, indem sie zugleich eine revolutionäre Arbeiterklasse hervorbringen. Marx irrte: Der Kapitalismus expandiert weiter, und seine Arbeiterklasse blieb in das System integriert. Marx' Aussage paßt viel besser zum Staatssozialismus. Erstens, da die zentrale Aneignung des Mehrprodukts zu einer Mangelwirtschaft führt, ist eine Arbeiterselbstverwaltung erforderlich. Zweitens geschieht die zentrale Aneignung des Mehrprodukts direkt und sichtbar durch staatliche Stellen in den Betrieben. Die Arbeiter im ganzen Land definieren sich selbst in Relation zu einem gemeinsamen Ausbeuter. Drittens muß das Abschöpfen des Mehrprodukts, da es für alle sichtbar ist, legitimiert werden. Damit wird aber nur, wie wir bereits gesehen haben, der Kontrast zwischen dem, was ist und dem, was sein könnte, verstärkt. Die rituelle Zustimmung zum Sozialismus, das Vorspiegeln von Sozialismus, erzeugt eine immanente Kritik, weil es mit einer gelebten Erfahrung einhergeht,

die die Selbstorganisation begünstigt und die Quelle der Unterdrückung transparent macht. Hier liegen die ökonomischen, politischen und ideologischen Grundlagen für die Entwicklung eines negativen Klassenbewußtseins, welches die bestehende Ordnung potentiell bedroht.

Klassenbewußtsein und Klassenkampf in staatssozialistischen Gesellschaften

Aber wie wird die Möglichkeit zur Wirklichkeit, wie entwickelt sich aus Klassenbewußtsein Klassenmobilisierung? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns dem Vergleich zwischen Ungarn und Polen zuwenden. Vom Standpunkt des Jahres 1956 aus wäre man kaum geneigt zu glauben, daß Polen und nicht Ungarn 25 Jahre später einen revolutionären Aufruhr erfahren würde. Warum hat sich die Geschichte so entwickelt? Warum folgte die Stärke und die Radikalisierung der Arbeiterklasse einer aufsteigenden Linie in Polen und einer absteigenden in Ungarn?

Das Klassenbewußtsein staatssozialistischer Arbeiter führt unter den folgenden Bedingungen zum Klassenkampf. Erstens: Die individuelle Mobilität ist blockiert, so daß Fortschritte nur durch Gruppenmobilisierung erreicht werden können. Zweitens: Es gibt politische Freiräume und es können Hilfsquellen für eine kollektive Mobilisierung organisiert werden. Es ist nicht schwer, Polen in dieses Schema einzuordnen. Die ökonomische Krise der letzten Jahre unter Gierek und das Ende der Aufwärtsentwicklung der 50er und 60er Jahre beschnitt drastisch die Möglichkeiten individuellen Weiterkommens. Gleichzeitig gab es außerhalb der Partei verstärkt Oppositionsbewegungen. Dies begann nach 1968, als der polnische Staat seinem Zorn auf Intellektuelle und Studenten freien Lauf ließ und sowjetische Panzer in die Tschechoslowakei rollten, um dort den letzten Versuch einer Erneuerung von oben zu zerstören. Oppositionelle Intellektuelle verloren die letzten Bedenken, die sie gegen Aktionen außerhalb der Partei hatten, und kamen schließlich zur Verteidigung von Arbeitern zusammen, die 1976 bei den Streiks in Radom und Poznan verhaftet wurden. Auch die Katholische Kirche verbreitete ihre Menschenrechtsappelle. Sie forderte aber nicht nur Glaubensfreiheit, sondern auch Meinungs- und Organisationsfreiheit. Als im Juli 1980 aufgrund von Preiserhöhungen Streiks ausbrachen, gab es schon einige Arbeiterorganisationen, die über ein Kommunikationsnetz verfügten, das durch die Kirche, das KOR und Zeitungen wie »Robotnik« hergestellt war.

Dies ist die übliche Darstellung der Ausnahmerolle Polens, die ihre Betonung auf eine autonome Entwicklung im politischen Bereich legt. Stellt man jedoch die Frage, wie in Ungarn die Arbeiterklasse seit 1956 befriedet wurde, so muß man die ökonomischen Substrukturen, die die Politik und die Gesellschaft geformt haben, untersuchen. Unter dem Gesichtspunkt ökonomischer Entwicklung hatten die ungarischen Reformen nur einen teilweisen Erfolg, aber unter dem Gesichtspunkt politischer Stabilität waren sie bislang sehr effektiv. Was ihre politischen Implikationen angeht, können wir drei Dimensionen der Reformen unterscheiden: die größere Autonomie der Unternehmen bei der Produktion und im Verkauf; die größere Bedeutung des Marktes im Konsumgüterbereich; ein Anwachsen der Schattenwirtschaft.

Die verminderte Bedeutung der zentralen Leitung der Ökonomie hat den Einfluß der Partei in den Unternehmen geschwächt, wie die Gewerkschaft ist sie der Betriebsleitung untergeordnet. Gleichzeitig verringerte sich die Verfügungsgewalt der Unternehmen über Konsumgüter und Dienstleistungen, während der Bereich privaten Konsums eine größere Autonomie erhielt. Dies bringt einen Rückzug von Partei und Gewerkschaft mit sich. Sie können die Unternehmen nicht mehr in die alte Abhängigkeit zwingen, die auf ihrem Einfluß bei der Zuteilung von Wohnungen, Ausbildungsplätzen, Grundstücken und verschiedenen Gütern basierte. Die Erosion der Grundlagen des bürokratischen Despotismus hat einem Regime bürokratischer Hegemonie Platz gemacht.

Wohnungen beispielsweise werden nun unabhängig vom Arbeitsplatz oder der Arbeitsbeurteilung verteilt. Es gibt eine lange Warteliste für staatliche Wohnungen, die relevanten Kriterien sind Familiengröße, Einkommen und gegenwärtige Unterkunft – und nicht die politischen Empfehlungen oder Berichte von Vorgesetzten. Hier mögen Beziehungen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Betriebe von Vorteil sein, wichtiger aber ist die Fähigkeit zu zahlen. Um anständige finanzielle Unterstützung, Pensionen oder Mutterschaftsgeld zu bekommen, ist es notwendig, beschäftigt zu sein, aber diese Zuwendungen sind nicht an die Beschäftigung in einem bestimmten Unternehmen gebunden. Weder die Betriebsleitung noch die Gewerkschaft oder die Partei haben die Möglichkeit, solche Unterstützung einzubehalten.

Wo die Marktkräfte anwachsen, wird das Einkommen wichtiger. Zwei Einkommen sind notwendig, um eine vierköpfige Familie zu ernähren, und selbst zu diesen Einkommen kommt oft noch etwas aus der Arbeit in der Schattenwirtschaft hinzu, sei es der Anbau im eigenen Garten oder der Verkauf von Dienstleistungen. Hochofenarbeiter sind in dieser Hinsicht doppelt benachteiligt. Die Schichtarbeit macht eine regelmäßige zweite Arbeit unmöglich, und ihre erlernten Fähigkeiten sind woanders nicht anwendbar. So suchten Tamas, Laci und Jozsi, bevor er angewidert zum letzten Martin-Hochofen wechselte, nach »Ergänzungsarbeit«, dem Äquivalent zu Überstunden. Diese Arbeit ist aber nicht leicht zu bekommen und ihre Zuteilung hängt vom Wohlwollen der Betriebsleitung ab. Csaba, der unlängst geschieden wurde und hohe Alimamente zu zahlen hat, lebt bei seinen Eltern. Er macht keine Extraarbeit. Gyuri, der in einem Dorf etwa eine Stunde entfernt lebt, bearbeitet einen großen Garten für den Eigenbedarf. Karci ist der Unternehmer. Sein Kaninchengeschäft brachte ihm genug ein, um die Flitterwochen in Italien zu verbringen. Von seiner Familie unterstützt, konnte er sich eine Zweieinhalbzimmerwohnung kaufen. Zuletzt brachte ihm sein Schweinegeschäft über 20000 Forint ein, mit denen er in Deutschland elektronische Spiele einkaufte, was ihm beim Wiederverkauf in Ungarn große Profite einbrachte. Und es lohnt sich, Geld zu machen. Anders als in anderen osteuropäischen Ländern kann man in Ungarn so ziemlich alles kaufen, über kulinarische Spezialitäten bis zu Computern und Videos. Man kann alles mit einheimischer Währung bezahlen, vorausgesetzt, man hat genug davon. Budapest ist das Konsumparadies Osteuropas, eine pulsierende Stadt, die immer mehr Touristen anzieht. Es gibt keine Spezialgeschäfte für Apparatschiks, stattdessen bestimmt der Markt, zumindest bei Konsumgütern.

Ungarn hat, wie Polen in den siebziger Jahren, einen Teil seiner Devisen zum Import von Luxusgütern verwandt. Diese Güter sind für alle erhältlich, als Belohnung für harte Arbeit oder für andere Wege zum Wohlstand. Für die Arbeiterklasse ist das tägliche Leben vom allmächtigen Forint bestimmt und nicht vom Schlangestehen oder von der Partei.

Angesichts der anwachsenden ökonomischen Krise und der steigenden Verschuldung bei westlichen Banken benutzt der Staat ein weiteres Werkzeug aus dem kapitalistischen Instrumentarium. Die Arbeiter sehen sich einer Flut von feindlicher Propaganda in Zeitungen, Radio und Fernsehen ausgesetzt, die sie als faul und nur an ihrer VGMK-Arbeit interessiert darstellt. Sie gehörten mit etwas Arbeitslosigkeit diszipliniert. Ineffiziente Unternehmen können Bankrott erklären oder einige Arbeiter entlassen. 1987 war Ede Horvat, der rote Baron von Raba, der neue Held des Staates. Der Beifall galt der straffen Disziplinierung seiner Arbeiterschaft und der Schließung eines seiner Betriebe. 1988 bereitete die Regierung drastische Einschränkungen der Stahlproduktion der Lenin-Stahlwerke und der Werke in Ozd vor. Arbeitslosigkeit wird als unvermeidlich angesehen, wenn der Staat sich von der ökonomischen Krise erholen will.

Da die Inflationsrate über dem Lohnzuwachs liegt, versucht der Staat den Einkommensverlust zu kompensieren, indem etwas bessere Möglichkeiten für privates Kleinunternehmertum eingeräumt werden. Dabei wird unterstellt, daß die Arbeitskraft einer ungarischen Familie unerschöpflich ist. Das Leben ordnet sich einem gigantischen Akkordsystem unter. Wenn die Arbeiter darum kämpfen, über die Runden zu kommen, müssen sie die Normen übererfüllen, was wiederum eine Erhöhung der Normen rechtfertigt. Im Sozialismus gibt es eine lange Tradition dieser Art, die Arbeit zu organisieren, aber jetzt ist dieses Prinzip auf den privaten Bereich ausgedehnt worden. Die Arbeiter sind hilflos, sie laufen eine abwärts führende Rolltreppe, deren Geschwindigkeit von Jahr zu Jahr wächst, aufwärts.

Der Staat beutet die Wünsche der Familien nach Unabhängigkeit aus, indem er ihnen immer neue Bürden auferlegt. Für die Kosten der sozialen Sicherheit, die Betreuung der Jungen und Alten, die sichtbar werdende Arbeitslosigkeit, für all das muß die Familie – die expandierende Wohlfahrtseinrichtung – aufkommen. Die Resultate sind nicht schwer vorherzusehen. Viele brechen mit Herzattacken zusammen, manche begehen Selbstmord, andere fangen an zu trinken. Die meisten Familien aus der Arbeiterklasse sind in großen Wohnanlagen zusammengepfercht. In Labyrinthen identischer Blocks, in Ein- oder Zweizimmerappartements, die aus den Nähten platzen. Die Scheidungsrate steigt ebenso wie die Gewalt.

Eine wachsende Minderheit hat es, meist mit Hilfe anderer, geschafft, sich oben auf der Rolltreppe niederzulassen. Sie bauen schöne Häuser in den Budabergen oder in Tapolca und versuchen, sich aus den Kämpfen der unteren herauszuhalten. Obwohl die Ungleichheit dadurch, daß sie immer größer wird, auch immer sichtbarer wird, versuchen die Arbeiter vermehrt, aufzusteigen anstatt sich zusammenzuschließen und so die Rolltreppe anzuhalten oder zu verlangsamen.

Als Verteilungsmechanismus bietet der Markt allen Chancen, wenn auch einigen

mehr als anderen. Hier lohnt sich Individualismus, vorausgesetzt, man hat Zugang zum Material und zur Ausrüstung, die für die Teilnahme im privaten Sektor notwendig sind, und vorausgesetzt, man kann mit den gemachten Profiten auch etwas kaufen. Dies ist in Ungarn immer noch der Fall. In Polen jedoch, wo Mangel herrscht, ist Unternehmertum viel schwieriger aufrechtzuerhalten, sehr viel Zeit wird damit verbracht, knappe Güter aufzutreiben. Das Wohlergehen hängt an einem Netz von Familienbanden, Freundschaft, Religion, Beruf oder Arbeit. Das eigene Schicksal wird davon entschieden, wen man kennt oder was man anzubieten hat. Wenn solche Vorteile weitgehend in der Parteielite konzentriert werden, wird individuelles Streben immer frustrierender und kollektive Lösungen werden attraktiver. Eine solche kollektive Lösung, die potentiell immer vorhanden ist, wird zur Wirklichkeit, wenn der Staat nicht nur seine Legitimationsbasis verloren hat, sondern auch sichtlich schwach ist, wenn alternative Institutionen wie die Katholische Kirche eine treue Anhängerschaft in der Bevölkerung haben, wenn starke nationale Gefühle ein lebhaftes kollektives Gedächtnis aufrütteln und wenn es Möglichkeiten zur Informationsübertragung und zur Einflußnahme auf die öffentliche Diskussion gibt.

Aber das ist nur die halbe Erklärung der polnischen Entwicklung. Die andere Hälfte ist das von selbst entstandene negative Klassenbewußtsein, das für die Solidarität die Weichen für ihren zeitweilig unterbrochenen Weg von einer unabhängigen Gewerkschaft zu einer selbstorganisierten Gesellschaft stellte. In Ungarn verbindet sich dieses gleiche negative Bewußtsein mit Extraarbeit in der Schattenwirtschaft, mit privatem Gartenanbau und mit VGMK-Arbeit. Wenn jedoch diese Möglichkeiten zum Reich einer neuen Klasse von Unternehmern werden, wenn die Arbeiter meinen, die Besteuerung der Extraarbeit sei zu hoch, als daß diese sich noch lohne, dann kann Ungarn leicht ein zweites Polen werden.

Ideologie und Klassenbewußtsein in kapitalistischen und staatssozialistischen Gesellschaften

Ich ließ mich auf diese Untersuchung in der Annahme ein, daß eine von außen konstruierte und dem Alltagsleben aufgezwungene Ideologie unwichtig ist. Am wenigsten erwartete ich, daß die sozialistische Ideologie, an die weder die Herrschenden noch die Beherrschten glauben, signifikante Auswirkungen haben würde. Paradoxiertweise nehmen Herrschende und Beherrschte nicht trotz sondern wegen ihres Unglaubens an Ritualen teil, die all das, was die Welt sein könnte aber nicht ist, unterstreichen. Aus dieser Divergenz von Ideologie und Realität entsteht ein bestimmtes Klassenbewußtsein. Der Staatssozialismus wird zum Hauptangriffspunkt der Kritik daran, daß man sein Leben nicht nach den eigenen Vorstellungen gestalten kann. Vorstellungen, die zu einer unabhängigen Kraft werden, weil sie immer wieder in den zwanghaften Ritualen vorgespielt werden und weil sie mit den unverwirklichten Zielen und Bestrebungen in der gelebten Erfahrung der Arbeit übereinstimmen.

Der Kapitalismus ist anders. Die Arbeiter sind nicht aufgefordert, den Kapitalismus

aufzubauen, sie sind angehalten, ihre eigenen Interessen zu verfolgen. Damit verstellen sie sich aber selbst ein kritisches Verständnis der Welt, wie es für ihre sozialistischen Kollegen selbstverständlich ist. Anstatt Kapitalismus vorzuspielen, stellen sie einen Konsens her. Die kapitalistische Ideologie ist nicht unwichtig, wie ich früher behauptete, sie schleicht sich unmerklich in die Mikrostrukturen der Macht ein. Sie verkündet sich nicht mit Ritualen der Zustimmung, die mit der Alltagserfahrung zusammenstoßen, stattdessen verschmilzt sie lautlos mit dem Alltagsleben. Die kapitalistische Ideologie hat nichts von dem kohärenten oder monolithischen Charakter der sozialistischen Ideologie. Ihre Heterogenität und Allgegenwart, nicht ihre Abwesenheit, machen sie so mächtig. Sie wirkt sozusagen ohne Handelnde hinter unserem Rücken.

Aber auch in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft gibt es Bereiche, in denen sich die Rituale der Ideologie von der Realität lösen und in Widerspruch zu ihr geraten und dabei ein kritischeres Bewußtsein erzeugen. Wie zu erwarten, findet dies im öffentlichen Bereich statt. Die Ideologie sozialer Gerechtigkeit und sozialer Leistungen hat den Kampf der staatlichen Arbeiter oft radikalisiert und die Arbeiter über rein ökonomische Forderungen hinausgeführt.¹⁰ Die sogenannten neuen sozialen Bewegungen können auf ähnliche Weise verstanden werden. Die Rituale der Demokratie beispielsweise regten zu einem Vergleich zwischen Idealen und Wirklichkeit an, der die Frauenbewegung, die Bürgerrechtsbewegung und die grüne Bewegung hervorbrachte. Obwohl man ihre Bedeutung als Herausforderung der bürgerlichen Demokratie nicht unterschätzen sollte, sind sie in keiner Hinsicht so verbreitet und so fundamental wie die an den Staatssozialismus gerichteten Herausforderungen. Dies liegt meiner Meinung nach daran, daß die Ideale der individuellen Rechte in der kapitalistischen Gesellschaft nicht so verwurzelt sind wie die sozialistischen Ideale in der Erfahrung der Arbeiterklasse im Staatssozialismus.

Ich will nicht die Unterschiede zwischen den einzelnen kapitalistischen Ländern leugnen, genausowenig wie die zwischen den sozialistischen. Es kommt mir hier aber darauf an, was die staatssozialistischen Gesellschaften im Unterschied zu den kapitalistischen gemeinsam haben; vor allem, daß sie Tendenzen zur Abschaffung dieser Gesellschaften zugunsten eines Arbeitersozialismus hervorbringen. Der folgende Stahlarbeiterwitz, der mir 1985 erzählt wurde, sagt alles. »Die sowjetische Lokomotive kann nicht weiter, weil es keine Schienen mehr gibt. Der sozialistische Zug hält an. Breschnew instruiert die Stahlindustrie, mehr Schienen herzustellen. Das wird gemacht, der sozialistische Zug fährt weiter, bis er erneut ans Ende der Spur kommt. Inzwischen ist Andropow Generalsekretär der Partei und entdeckt, daß es keinen Stahl mehr gibt. So befiehlt er, daß die Schienen hinter dem Zug jetzt nach vorne verlegt werden. Die sozialistische Lokomotive fährt fort, und wieder kommt sie zum Stehen. Jetzt gibt es weder vor noch hinter dem Zug Schienen. Tschernenko hat die Führung übernommen, aber es gibt weder Stahl noch Schienen. So ordnet er an, daß alle Kommunisten aussteigen und am Zug rütteln sollen, damit die Passagiere denken, daß die sozialistische Lokomotive immer noch unterwegs ist.«

Wir sehen hier, wie die von einer hierarchischen Ökonomie erzeugte Knappheit zu

willkürlichen, aber gut sichtbaren Eingriffen von oben führt, die die Probleme eher verschlimmern als lösen. Versuche zur Mobilisierung dienen eher dazu, den Schein zu verfestigen, statt die Wirklichkeit zu ändern. Damit entsteht eine immer breitere Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Arbeiter lassen sich nicht täuschen, sie erzählen diesen Witz immer noch. Der Gegensatz zwischen Anspruch und Wirklichkeit wird zum Klassegegensatz von Planern und Produzenten. Die gelebte Erfahrung regt ein kritisches Bewußtsein an, eine Vision von Arbeitern, die ihre Gesellschaft selbst organisieren, frei von politischer Täuschung. In Moskau geht der Witz weiter mit dem energischen Gorbatschow, wie er auf die Lokomotive springt, die Intellektuellen befreit und den Arbeitern sagt, daß sie herauskommen und schieben sollen. »Wir bezahlen später« verspricht er.¹¹

Die russische Revolution bleibt unverdaut, jederzeit bereit, an dem Körper, der sie verschluckte, Rache zu nehmen. Anders als die englische, französische oder US-amerikanische Revolution, die alle mehr oder weniger in der nationalen Geschichte assimiliert sind, ist die sowjetische Revolution seit sechzig Jahren unterdrückt worden. Der Prozeß der Assimilation, der 1927 abrupt gestoppt wurde und der in den Jahren unmittelbar nach Stalin eine kurze Frist erhielt, mag nun in eine neue Phase eintreten. Im Namen von »Perestroika« ist die Sowjetgesellschaft von einigen ihrer repressivsten Vermächtnisse befreit worden. Ein gigantisches Vorspielen von Sozialismus ist im Vormarsch, eine potentiell explosive Mischung aus Freiheit für die Intellektuellen und Disziplin für die Arbeiter. Es ist schwer, den Ausgang vorherzusagen, aber wir täten gut daran, Trotzki's Ratschlag zu beachten und einem unfertigen Prozeß keine fertige Definition zu geben.

Übersetzung: Gerd Bohlken

Anmerkungen

* Mein Dank an jene, von denen diese Geschichte erzählt, ist nicht geringer als mein vollständiger Verlaß auf ihre Mitarbeit. Ihre Identität wurde verändert. Ein Akteur, der in der Geschichte nicht vorkommt, aber ohne den das alles nicht möglich gewesen wäre, ist mein Mitarbeiter Janos Lukacs. Er besorgte mir nicht nur von zahllosen Behörden die Erlaubnis für diese Forschungen, sondern trug bei vielen Gelegenheiten entscheidende Informationen bei, die er aus seinen eigenen Gesprächen mit den Betriebsleitungen erlangte. Die Diskussionen über unsere gemeinsame Forschung haben natürlich einige meiner Ideen beeinflusst, aber ich allein trage die vollständige Verantwortung für das, was hier geschrieben steht. Dieser Aufsatz wurde ursprünglich der Gesellschaft für Sozialforschung, Universität von Chicago, abgeliefert, wo er den Edward-Shils-Preis für Beiträge zur Marxistischen Soziologie erhielt. Ebenfalls danke ich der National Science Foundation und dem Institute of Industrial Relations in Berkeley für ihre Unterstützung. Wie immer zog ich großen Nutzen aus den Kommentaren und der Ermutigung von Erik Olin Wright.

- 1 Zu Wrights aufeinanderfolgende Konzepte siehe Wright (1978) und Wright (1985).
- 2 Siehe Przeworski (1985) und Przeworski/Sprague (1986). Ich untersuche diese Arbeiten in Burawoy (1989a).
- 3 Siehe z.B. Starski (1982). Das sozialistische Projekt wird klarer in dem Programm, welches die Delegierten des Nationalkongresses der Solidarität im Oktober 1981 angenommen haben. Obwohl das Programm keine Hinweise auf den Sozialismus gibt und obwohl es stark nationalistisch und weniger

- intellektuell war, beinhaltet es dennoch die Verteidigung der Interessen der Arbeiterklasse sowohl als Produzenten als auch als Konsumenten. Das Ziel war eine selbstregierte Republik, die sich auf Einrichtungen der Selbstverwaltung ebenso stützen sollte wie auf eine liberale Demokratie.
- 4 Ursprünglich wollte ich in Polen arbeiten. Als das Kriegsrecht diese Hoffnungen zunichte machte, lud mich Ivan Szelenyi zu sich und seiner Frau nach Ungarn ein. Das war im Sommer 1982, und seitdem trauerte ich den unerfüllten Wünschen nicht mehr nach, außer wenn ich Ungarisch lernte. Meine Untersuchungen haben, besonders in Ungarn, wo man von Industriosozioologen nur ein paar Interviews mit den Managern erwartet, gewöhnlich Erheiterung und Erstaunen ausgelöst. Schließlich weiß jeder dort alles, was es über die Arbeiterklasse zu wissen gibt. Warum also wurde ich ein Arbeiter? In einem »Arbeiterstaat« sprechen Arbeiter nicht, für sie wird gesprochen – von Journalisten, Dichtern, Akademikern, Politikern, Bürokraten, von den Anhängern des Staatssozialismus wie von seinen Dissidenten. Jede Gruppe betrachtet die Interessen der Arbeiter als ihre eigenen, während die Arbeiter selbst ohne unabhängige öffentliche Stimme sind. Die Arbeiter drücken ihre Interessen durch ihre Taten aus: die täglichen Scharmützel bei der Arbeit, die gelegentlich in unvorhergesehene Revolten gegen die Behörden umschlagen. Um die vielfältige und hochpolitische Debatte zu durchdringen und die Arbeiter selbst zu hören, ist es notwendig, an ihrem Leben teilzunehmen. Notwendig, aber nicht hinreichend. Der ungarische Dissident Miklos Haraszi arbeitete 1971/72 in der Traktorenfabrik Roter Stern. Seine Soziographie »A Worker in a Worker's State« (dtsh. »Stücklohn«, erschienen im Rotbuch Verlag), die immer eine Inspiration für meine eigenen Studien war, zeichnet die anderen Arbeiter als Schattenfiguren, atomisiert, entfremdet und machtlos. In seinem Portrait sprechen die Arbeiter weder, noch widersetzen sie sich, außer in unbewußten utopischen Phantasien. Als Intellektueller gemieden, übersieht er die Entwicklungen in der Arbeiterklasse, die von den sozialen Verhältnissen in der Produktion herrühren. Ich hatte mehr Glück. Da ich aus den USA kam und ein sehr eigenartiges Ungarisch sprach, spielte meine Identität als Intellektueller gegenüber meiner Nationalität eine untergeordnete Rolle. Ich wurde sehr schnell in das Alltagsleben integriert, als eine Kuriosität, eine Abwechslung, eine Hilfe, ein Kollege und sogar als ein Freund aus einem entfernten exotischen Land.
 - 5 Zum Vergleich meiner Erfahrungen in ungarischen und in US-amerikanischen Werken siehe Burawoy (1985) und Burawoy/Lukacs (1985).
 - 6 Die durchschnittlich in Ungarn benötigte Stundenzahl für eine Tonne Fertigstahl blieb relativ konstant bei 25, die Vergleichszahlen 1978 waren für die USA 8,6, für Japan 9,8, für Westdeutschland 11,8, für Großbritannien 23,2 und für Frankreich 14,2. (US-Department of Commerce, 1980) Seitdem sanken die Zahlen noch weiter, in Großbritannien 1984/85 auf 7,1 (British Steel Corporation, 1985). Anders sieht es mit den Lohnkosten pro Tonne aus, da US-Stahlarbeiter durchschnittlich dreißig- bis vierzigmal soviel verdienen wie ihre ungarischen Kollegen – nach offiziellen Wechselkursen.
 - 7 Meine Kameraden nannten mich »kefir olvasztar«, weil ich zwischen den Schmelzen einen Joghurt nach dem anderen aß. Ich konnte einfach das fette Schweinefleisch, das jeder zum Frühstück, Mittag oder Abend anschleppte, nicht sehen bzw. mein Magen konnte es nicht verdauen. Sie sahen mir amüsiert zu, wie ich mein »Katzenfutter« aß. Natürlich erklärt meine Ernährung, warum ich soviel schwächer als die anderen war, warum ich an Muskelunterentwicklung litt, warum ich, wie Gyuri scherzen würde, nur ein 50%-Hochofenmann war.
 - 8 Die Situation hat sich seit 1985 dramatisch geändert. Als ich das erstmal in den Lenin-Stahlwerken arbeitete, wurde Ungarn noch immer für das ökonomische Wunder Osteuropas gehalten. Inzwischen sieht die ökonomische Lage mehr nach einem Desaster aus, mit einer Außenverschuldung von angeblich 15 Milliarden Dollar. 1988 führten der dramatische Personalwechsel im Zentralkomitee und im Politbüro, der Wechsel von Kadar zu Grosz als erstem Parteisekretär und die »Perestroika« in der Sowjetunion zu einer neuen Phase ökonomischer Reformen, die verstärkt Marktkräfte in den staatlichen Sektor brachte. Jetzt gibt es Pläne, die Produktion in Ozd drastisch zu verringern und Ozd und die Lenin-Stahlwerke zu konsolidieren. Während ich dies schreibe, lautet das verbreitete Gerücht, dies würde in Ozd 6000 Arbeiter die Stelle kosten, mit wenig Hoffnung auf neue Beschäftigung dort oder woanders. In den Worten eines Beamten der Ungarischen Handelskammer würde dies »unvorhersehbare soziale Spannungen« schaffen.
 - 9 Eine detailliertere Analyse dieser Spannungen findet sich in einem Aufsatz, den ich mit Janos Lukacs geschrieben habe (Burawoy, Lukacs, 1985)
 - 10 Hier bin ich sehr von der Arbeit Paul Johnstons (1988) beeinflusst worden.

11 Daß Witze so eine durchdringende Kommunikationsform sind, zeugt von dem Abgrund zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Die Witze sind ein sehr effektiver Weg, die doppelte Existenz der Arbeiter festzuhalten: der Gegensatz zwischen ideologischen und realen Erfahrungen. Im Kapitalismus, wo die Ideologie diffuser ist, sind Witze zur Erklärung des täglichen Lebens nicht so wichtig. Siehe zum Übergewicht der Witze über den Sozialismus z.B. Galnoor/Lukes (1985).

Literatur

- Arato, Andrew (1981): Civil Society vs. the State, in: *Telos* 47
 Arato, Andrew (1981/82): Empire vs. Civil Society, in: *Telos* 50
 British Steel Corporation (1985): *Reports and Accounts*, London
 Burawoy, Michael (1979): *Manufacturing Consent*, Chicago
 Burawoy, Michael (1985): Piece Rates, Hungarian Style, in: *Socialist Review* 79
 Burawoy, Michael (1985): *The Politics of Production*, London
 Burawoy, Michael (1989a): Marxism without Microfoundations, in: *Socialist Review* 103
 Burawoy, Michael (1989b): Should We Give up on Socialism? Reflections on Bowles and Gintis' Democracy and Capitalism, in: *Socialist Review* 101
 Burawoy, Michael; Lukacs, Janos (1985): Mythologies of Work: A Comparison of Firms in State Socialism and Advanced Capitalism, in: *American Sociological Review*, Bd. 50, Heft 6
 Galnoor, Itzhak; Lukes, Steven (1985): *No Laughing Matter*, London
 Johnston, Paul (1988): *Politics of Public Work*, Ph. D. University of California Berkeley
 Haraszti, Miklós (1977): *A Worker in a Worker's State*, Harmondsworth
 Kornai, Janos (1980): *The Economics of Shortage*, Amsterdam
 Michnik, Adam (1985): A New Evolutionism, in: ders., *Letters from Prison and other Essays*, Berkeley
 Przeworski, Adam (1985): *Capitalism and Social Democracy*, Cambridge
 Przeworski, Adam; Sprague, John (1986): *Paper Stones: A History of Electoral Socialism*, Chicago
 Shapiro, Ian (1981): Fiscal Crisis of the Polish State: Genesis of the 1980 Strikes, in: *Theory and Society*, Bd. 10, Heft 4
 Staniszki, Jadwiga (1984): *Poland's Self-limiting Revolution*, Princeton
 Starski, Stanislaw (1982): *Class Struggle in Classless Poland*, Boston
 Touraine, Alain (1983): *Solidarity: Poland, 1980-81*, Cambridge
 U.S. Department of Commerce, Office of Technology Assessment (1980): *Technology and Steel Industry Competitiveness*, Washington
 Wright, Eric Olin (1978): *Class, Crisis and the State*, London
 Wright, Eric Olin (1985): *Classes*, London